

## Kapitel VII

### Die Fluchten – oder: Gerät die Welt aus den Fugen?

*Ratio Fatum vincere nulla valet*  
*Keine Vernunft kann das Schicksal besiegen*  
*Ovid, Tristia III. Buch, Teil 6, Zeile 18*

#### I

Am Mittwoch war es Gewissheit. Johann Baptist Becker war verschwunden. Denn am Mittag standen der Gendarm und die Feldjäger wieder vor dem Beckerschen Hof, diesmal um den Jungbauern direkt in Arrest zu nehmen. Auf der Polizeistation war er nämlich nicht erschienen. Doch Jean konnte nur verzweifelt die Hände ringen und sagen, dass der Junge seit Tagen nicht mehr gesehen wurde. „Ausschwärmen und suchen“, befahl der Gendarm scharf. Die Soldaten kehrten im Haus und auf dem ganzen Hof das Unterste zuoberst – ohne Ergebnis. Bertha lief indessen verzweifelt durch das Haus und versuchte wieder Ordnung nach der Durchsuchung hineinzubringen. „Wenn der Johann hier auf dem Gelände wäre“, rief sie den Soldaten zu, „hätte der Hund ihn längst gefunden.“

Nach zwei Stunden wurde die Suche abgebrochen. „Wir werden ihn landesweit und auch in den angrenzenden Territorien als flüchtigen Verbrecher ausschreiben lassen“, verkündete der Gendarm. Bei diesen Worten schrie Bertha leise auf: „Mein Sohn ist kein Verbrecher!“ „Wirklich? Ist nicht gerade die Gemeindekasse geplündert worden?“, versetzte der Ordnungshüter streng. „Und sind nicht sein Verschwinden und der gleichzeitige Diebstahl der Gemeindekasse mehr als auffällig?“ Bertha vergrub ihr Gesicht in den Händen und schluchzte leise.

Als der Trupp gegangen war, hob Bertha den Kopf. „Musstest du den Jungen so hart rannehmen? Du kennst ihn – er hat seine eigenen Vorstellungen. Sicher hätte die Obrigkeit ihm einen strengen Verweis erteilt und Johann hätte sich daran gehalten. Aber nein, du musstest ja einen ordentlichen Streit mit ihm anfangen – und jetzt ist er geflüchtet. Wer weiß, ob er jemals wiederkommt! Und was soll jetzt aus uns werden?“ Der alte Becker ließ die Vorwürfe auf sich niederprasseln, blieb aber stumm. „Was ist jetzt mit Philipp?“, setzte Bertha nach. „Er muss jetzt den Hof führen – oder?“ Als Jean immer noch schwieg, rief sie verzweifelt. „So sag` doch endlich was!“

Allerdings machte er sich auf eigene Faust auf die Suche nach seinem Sohn. Er holte den Karren aus der Remise, spannte den alten Gaul vor und begab sich auf den Weg nach Mainz. Dort wollte er die Turner suchen, die vielleicht etwas in Erfahrung bringen konnten. Bertha, seine Frau war gar nicht zu beruhigen. „Bestimmt ist etwas Schlimmes passiert – ich kann das spüren!“ Hedwig war zu ihr hinübergelaufen, um ihr beizustehen und sie zu trösten. „Der Jean wird den Jungen schon finden – und ihm dann gewiss die Leviten lesen!“ Manchmal gelang

es ihr, der Mutter des Jungen Hoffnung zu geben; aber dann gab sich Bertha wieder ihrer Verzweiflung hin.

Es war spät am Abend als Jean Becker niedergeschlagen heimkehrte. Keine Spur war von Johann zu finden gewesen. Selbst die Turnbrüder, mit denen der junge Mann einigen Umgang gehabt hatte, waren ratlos. Auch die Gastwirte konnten ebenso wenig helfen wie der Wächter der Schiffsbrücke über den Rhein. Niemand hatte sich erinnern können, den Flüchtigen gesehen zu haben. Der alte Becker hatte einen hohen Betrag jenem versprochen, der ihm Auskunft über seinen Sohn geben könne. Aber das führte nur dazu, dass sich mancher nur des Geldes wegen mit vermeintlicher Nachricht meldete.

Der alte Becker schien völlig gebrochen. Er erledigte die Arbeiten auf dem Hof schweigend und blieb den abendlichen Runden beim Lindewirt fern. Er würde die mitleidigen Blicke der Herren nicht ertragen können. Stattdessen saß er Abend für Abend in seinem Sessel und blickte teilnahmslos in die Ferne. Zum Glück ließ sich Bertha – trotz ihres Kummers – nicht dermaßen niederdrücken. Sie setzte sich nach einigen Tagen zu Philipp. „Hör zu, Junge, jetzt musst du den Hof führen und deinem Vater wieder Lebensmut geben.“ Philipp blickte spöttisch. „Ach ja, jetzt wo der tüchtige Johann Baptist fort ist, soll ich – der ich nach Vaters Ansicht ja zu nichts taue – einspringen? Darf ich dann wieder zurücktreten, wenn der feine Herr Bruder zurückkehrt? Werde ich weggeschoben, wenn der verlorene Sohn auftaucht?“

Bertha stöhnte. Der Junge hatte ja Recht. Jean hatte ihn immer spüren lassen, dass er von ihm nicht viel hielt. „Er kommt nach deinem Vater“, hielt er Bertha vor; denn dieser hatte vor Jahren seinen Hof völlig heruntergewirtschaftet. Berthas Bruder hatte mit viel Arbeit den Hof wieder nach oben bringen können. Philipp war zwar bewusst, dass er jetzt die Führung im Hause übernehmen musste, zumal der Vater nur noch ein Schatten seiner selbst war. „Aber,“ sagte er zu seiner Mutter, „ich will von Vater selbst hören, dass er mir vertraut!“

Einige Tage später hielt Theophil ein offizielles Schreiben in der Hand. Mit zitternden Händen öffnete Carl das Couvert. Es war vom Präsidenten du Thil höchstpersönlich unterzeichnet. Laut las der Bürgermeister nach den einleitenden Worten:

*„Der Uns zur Anzeige gebrachte Vorfall stellt ein verabscheuungswürdiges Verbrechen dar. Hauptverdächtiger ist ein gewisser Johann Baptist Becker, der sich auf der Flucht befindet und mit Steckbrief allseits gesucht wird. Gleichwohl müssen Wir feststellen, dass in D. eine gewisse Sorglosigkeit im Umgang mit den öffentlichen Geldern den Frevel erst ermöglicht hat. Dies veranlasst Uns zu folgenden Maßnahmen:*

*Primum: Für die Aufbewahrung öffentlicher Gelder ist ein hinreichender Schutz sicherzustellen. Über das Veranlasste ist Uns in vier Wochen Bericht zu erstatten. Ein entsprechender Avis wird in Kürze an alle Gemeinden im Großherzogtum ergehen.*

*Secundum: Der für die Gemeinde D. entstandene Schaden in Höhe von 112 Kronenthalern wird nicht ersetzt. Der Bürgermeister haftet hierfür zur Hälfte. Es ist ihm anheimgestellt, den Betrag ganz oder in Theilen vom Gehalt des Personals einzubehalten."*

*Darmstadt, d. 12. August 18..*

*Freiherr du Bos du Thil*

*Ausgefertigt: Pfannenbäcker, Sekretär*

Bei den letzten Worten wurde Theophil blass, doch Carl beruhigte ihn. „Euch werde ich nichts anlasten – die Nachlässigkeit muss ich auf meine Schultern nehmen.“ Aber Theophil wollte das so nicht hinnehmen. „Ein wenig sind Alfred und ich ja mitschuldig – denn wir hätten ja auch achtgeben können. Wir beide haben daher beschlossen, für 2 Monate auf unser Salaire zu verzichten.“ Carl war gerührt von dieser Geste und dankte den beiden Männern. „Vielleicht arretieren wir ja bald den Dieb und finden bei ihm noch einen Teil unseres Geldes.“ Insgeheim mochte er daran aber nicht mehr glauben. Denn zu viel Zeit war seit dem Raub verstrichen, als dass noch viel Hoffnung bestand.

## II

Rieke wurde nun schon seit einem Monat vermisst. Die Hoffnung sie noch lebend zu finden schwand von Tag zu Tag immer mehr. Schließlich kam ihre Schwester zum Rebenhof, um ihre Habseligkeiten zu holen. Mit verweinten Augen stand sie vor Anna Maria und Jakob Pfeiffer. Das ungewisse Schicksal der jüngeren Schwester ließ sie nicht zur Ruhe finden. „Sicher hat sie sich wegen des Kindes etwas angetan“, schluchzte sie. Die Bäuerin nahm sie in den Arm und versuchte sie zu trösten. „Vielleicht ist sie auch nur weggelaufen, weil die Leute hier ständig über den unbekanntes Kindsvater geredet haben.“ Doch die Schwester ließ sich nicht beruhigen. Elisabeth hatte in der Zwischenzeit Riekes Sachen zu einem Bündel verschnürt, und Jakob Pfeiffer gab der Schwester den vollen Lohn, den Rieke hätte erhalten sollen. Bals danach aber war das Mädchen im Ort fast schon in Vergessenheit geraten.

In wenigen Tagen sollte Elisabeth die Tochter vom Rebenhof Johann Richter, den Sohn des Schmieds, jetzt Eigner des ehemals Faßbenderschen Anwesens, ehelichen. Die Verbindung war lange verabredet und wurde von den jungen Leutenauch akzeptiert. Anders als Charlotte gegen den Johann Baptist hatte Elisabeth keinen Widerwillen gegen „ihren“ Johann. Käthchen war jetzt in jeder freien Minute bei Elisabeth, um bei den Vorbereitungen zu helfen – denn Elisabeth hatte das Mädchen zu einer ihrer Brautjungfern erkoren. Der Lindenwirt musste seine Tochter mehr als einmal mahnen nicht zu viel Zeit zu vergeuden. „Dein Platz ist hier in der Wirtschaft!“

Eines Tages überraschte Käthchen die junge Frau. „Ich weiß, wer die Kasse gestohlen hat.“ Elisabeth schaute es fragend an. „Ja, wer ist es denn gewesen?“ Käthchen blickte verschwörerisch: „Der Johann Baptist – und er ist mit Rieke auf

und davon.“ „Woher willst du das denn wissen?“, fragte Elisabeth. Käthchen lächelte stolz. „Rieke hat es mir erzählt – und sie wollen nach Amerika! Und Riekes Kind ist übrigens vom Johann! Ich habe ihr versprochen es niemandem zu erzählen. Nur dir sage ich es, weil du mir so viel über Madame Warwara erzählst. Du darfst es niemandem verraten!“

Elisabeth nickte. „Ich werde schweigen wie ein Grab. Sicher sind sie schon ganz weit weg. Beten wir, dass sie heil und gesund auf der anderen Seite des Ozeans ankommen.“ Käthchen flüsterte: „Ich wäre so gerne mitgekommen, aber Johann hat das abgelehnt. ‚Du bist zu jung und zu Dritt fallen wir mehr auf‘ hat er zu mir gesagt.“ Das Mädchen seufzte. „Vielleicht mache ich den Weg später einmal.“ Elisabeth lächelte, aber sie hielt den letzten Satz nur für eine Jungmädchenschwärmerei.

Inzwischen hatte sich der alte Becker einen Ruck gegeben. Er überließ Philipp in aller Form die Führung des Hofes – und der unfähig geglaubte Sohn erwies sich als erstaunlich zupackender Landwirt. Rasch hatte er von Konrad das Wichtigste gelernt – nur die Abrechnungen, der ‚ganze Papierkram‘ wie er sagte, machten ihm Kummer. Er war dankbar, dass sich seine Mutter dieser Aufgabe annahm. Das offene und fröhliche Wesen des jungen Mannes brachte neuen Schwung ins Haus und selbst der Vater überließ sich nicht mehr dauerhaft seinem Kummer. Er begann sich wieder für die Wirtschaft zu interessieren und blickte nicht ganz ohne Stolz auf seinen Zweitgeborenen. Im Stillen schalt er sich, dass er den Jüngeren stets hinter den Älteren zurückgesetzt hatte. Johann Baptist hatte gut gewirtschaftet, aber Freude war seinem Wesen fremd gewesen. Der Alte zuckte zusammen, wenn er sich dabei ertappte vom Erstgeborenen in der Vergangenheit zu reden. Ab und an schaute er nun auch wieder beim Lindenknecht vorbei.

Carl Hofmeister sah die Entwicklung auf dem Beckerschen Hof mit großem Interesse. Vielleicht ließe sich ja mit dem umgänglicheren Philipp der ursprüngliche Heiratsplan doch noch umsetzen. Vorsichtig fragte er eines Abends Hedwig, was sie denn vom Zweitgeborenen bei Beckers halte. „Ich bin erstaunt, welche Wandlung der junge Mann gemacht hat“, gestand sie freimütig, „ich hätte das nie gedacht. Aber vielleicht hat er so im Schatten des Älteren gestanden, dass er gar nicht zur Entfaltung kommen konnte. Möglicherweise war seine unbekümmerte, sorglose, ja nachlässige Art auch nur ein stummer Protest gegen den alten Becker. Denn der hat an ihm ja kaum ein gutes Haar gelassen; Bertha hat sich manchmal bei mir über ihren Gatten beklagt.“

Carl staunte, wie gut sich seine Gemahlin in die Seele des jungen Mannes hineindenken konnte. Daher wagte er den zweiten Schritt: „Könntest du dir vorstellen, dass Charlotte ...“, er ließ den Satz unvollendet. Hedwig lächelte. „Dass du daran denkst, wundert mich nicht. Man kann es dir ja fast an der Nasenspitze ablesen. Aber überstürze nichts! Das muss sich von selbst ergeben. Wenn du dich einmischst, geht es vielleicht aus wie mit Johann Baptist.“ Carl war verblüfft, dass die Mutter sich diese Partie für die Tochter durchaus vorstellen konnte.

### III

Die Hochzeit von Elisabeth und Johann war das große Ereignis des Herbstes. Nach einem guten Erntejahr konnte endlich einmal unbeschwert gefeiert werden. Als die Brautleute zur Kirche geführt wurden, standen die Menschen Spalier, um das hübsche Paar sehen zu können. Tatsächlich hatte der in der Wolle gefärbte Liberale Ludwig Richter der kirchlichen Trauung seinen Segen gegeben, wusste er doch, wie sehr Elisabeth sich diesen Tag gewünscht hatte. Käthchen folgte dem Paar mit Stolz – jeder konnte sehen, dass es, vor kurzem noch ein Kind, sich zu einer reitenden Jungfrau gewandelt hatte.

Das Hochzeitsfest wurde in der warmen Herbstsonne im Hof der Brauteltern gefeiert. Es gab Speis und Trank im Überfluss und zwei Spielleute luden zum Tanz ein. Als Philipp Becker artig an den Tisch des Bürgermeisters trat und Charlotte zum Tanze aufforderte, ließ diese sich nicht lange bitten sondern folgte dem jungen Mann auf den Tanzboden. Hedwig und Carl warfen sich wissende und hoffnungsvolle Blicke zu. Schließlich nahm Carl seine Hedwig am Arm und reihte sich in die Schar der Tanzenden ein. Zunächst noch etwas steif, kamen die Eltern mehr und mehr in Schwung. „Ach Carl“, flüsterte Hedwig, „jetzt können wir vielleicht für unsere Tochter üben.“

Doch die Freude über das schöne Fest wich bald blankem Entsetzen. Einige Wochen danach war das Käthchen plötzlich fort. Auch nach langer Suche konnte keine Spur von ihm gefunden werden. Ein buntes Tuch, das auf einem Waldweg lag, war das Einzige, was möglicherweise auf das Mädchen hinwies. Alle in D. erinnerten sich an das Verschwinden der jungen Rieke. Die Angst ging um im Ort. Sollte es doch einen Unhold geben, der jungen Frauen nachstellte und ihnen Fürchterliches antat? Aber wenn es zum Schlimmsten gekommen war, dann müsste man doch einen Leichnam finden. Dass es wie zuvor bei Rieke keinen offensichtlichen Hinweis auf ein Verbrechen gab, ließ noch eine winzige Glut der Hoffnung glimmen. In der Kirche betete Hochwürden Fresenius am Sonntag für das Leben des Käthchens; viele Rosenkränze glitten in den Häusern durch die Hände.

Aus tiefem Kummer hatte der Lindenwirt die Gaststube vorerst geschlossen. Der Mann war völlig verzweifelt. War ihm doch das Käthchen nach frühen dem Tod der Mutter ans Herz gewachsen. Der Tochter zuliebe hatte er sich auch geweigert eine neue Frau ins Haus zu nehmen. Eine Stiefmutter für „sein“ Käthchen komme überhaupt nicht in Frage, hatte er stets betont. Einige, die sich auf eine gute Partie Hoffnungen gemacht hatten, gaben ihre vorsichtige Werbung daher nach einiger Zeit auf.

Elisabeth rang mit sich. Sie erinnerte sich an Käthchens Pläne. Aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass das Mädchen auf eigene Faust sich zu einem Hafen und gar nach Amerika durchschlagen könnte. Wer aber sollte ihm geholfen haben? Niemand aus dem Ort war fortgegangen. Sie war verzweifelt. Wie sollte die Kleine in der Fremde zurechtkommen? Wie könnte sie dem Käthchen Hilfe bringen? In ihrer Not wandte sie sich an Hedwig; sie musste ihre Seelenlast

einfach mit jemandem teilen. Doch auch die ältere Frau wusste keinen Rat. Angstvoll malten sie sich aus, dass das junge Ding ganz allein in der Welt unterwegs sei.

Dabei hätten die Frauen beruhigt sein können. Denn dem Käthchen ging es gut. Ohne dass irgendjemand davon wusste, hatte es eine Nachricht von Lech Kruska erhalten. Er wolle Warwara Podgorskaja heiraten und suche eine Zofe für seine zukünftige Frau. Sie habe sich an das hübsche Käthchen erinnert – ob das Mädchen in ihre Dienste treten wolle. Käthchen jubilierte innerlich, ließ sich aber nichts anmerken. Nicht einmal Elisabeth verriet sie etwas – Paris, was für ein Traum! Ein wenig bang war ihr schon ums Herz, konnte sie doch nur ein paar Brocken vom Vater aufgeschnapptes Französisch sprechen.

Wie vereinbart erwartete Lech sie in der Morgendämmerung am Waldrand. Niemand war schon auf den Beinen; nur der Hahn krächte zweimal kräftig. Lech nahm das Mädchen an die Hand und nach zehn Minuten erreichten sie einen leichten offenen Wagen. Lech half dem Mädchen hinauf und nahm die Zügel in die Hand. Bald rollten sie westwärts, erreichten auf Schleichwegen durch die bayerische Pfalz nach zwei Tagen die französische Grenze. Von hier aus sandte er eine Depesche an das Bürgermeisteramt. Als die beiden die bescheidene Wohnung in Paris erreichten, schloss Warwara das junge Mädchen in seine Arme. „Quelle joie, ma petite.“ Sie schaute das Käthchen von oben bis unten an. „Aber als erstes müssen wir dich einkleiden – denn hier in Paris haben auch die Bedienten ihren Chic!“

Als die Depesche im Bürgermeisteramt eintraf, atmete Carl auf. Er schickte Alfred mit der Nachricht sofort zum Lindenwirt. Joseph Bäumler blickte auf das Papier und schüttelte immer wieder den Kopf. „Was ist nur in das Kind gefahren? Hoffentlich stimmt, was da geschrieben ist. Aber was will das Kind in Paris? Dort lauern so viele Gefahren und Abgründe. Ach, wäre die Mutter noch am Leben, so wäre dies gewiss nicht geschehen. Ist es denn bei uns nicht gut genug?“, murmelte er eher zu sich selbst. Etwas beruhigte ihn ein Satz, den das Käthchen etwas unsicher mit eigener Hand hinzugesetzt hatte: ‚Mir geht es gut, Vater!‘ Er blickte auf und schien Alfred erst jetzt zu bemerken. „Oh, sag` dem Bürgermeister verbindlichsten Dank. Morgen werde ich die Gaststube wieder öffnen. Dann muss halt der August die Bedienung übernehmen.“ Aber hinweg kam er über das Verschwinden der Tochter nicht. Zu sehr fehlte ihm das liebenswerte Käthchen in Haus und Wirtschaft.

#### IV

So saß die „Herrenrunde“ etwas bedrückt in diesen Tagen beisammen. Selbst der Pfarrer, sonst stets mit unerschütterlichen Ansichten, war nachdenklich geworden. Denn er spürte die Sorge, ja Angst um ihre Kinder und deren Schicksal. Dem äußeren Frieden, der vielen als eine so „feste Burg“ erschien, war nun die innere Unruhe gefolgt, die viele junge Menschen erfasst hatte. Zwar wandten sich die Herren den alltäglichen Fragen zu – wenn auch nur mit halbem Herzen, da sie immer wieder an das „Andere“ denken mussten.

Auch im Haus des Bürgermeisters wuchs die Besorgnis. Seit Wochen hatte Charlotte kein Billet ihres geliebten Friedrich erhalten. Ihre Bestürzung wuchs umso mehr als die Mutter nach einem Besuch beim Apotheker der Tochter schonend beibrachte, dass Friedrich Waller seit längerer Zeit nicht mehr erschienen war. Charlotte war verzweifelt, sah sie doch den Geliebten in den Armen einer anderen Frau. Hatte der Vater doch Recht gehabt? Oder war ihm ein Unglück widerfahren, war er – *horribile dictu* – vielleicht sogar tot? Bei diesem Gedanken entrang sich ihrer Brust ein stummer Schrei.

Die quälende Ungewissheit lähmte auch das Familienleben. Bei Tisch wurde viel geschwiegen. Selbst Carl machte sich Gedanken um den jungen Mann, hatte er doch an ihm – wie er sich abseits von Charlottes Schwärmerei eingestehen musste – durchaus Gefallen gefunden. Es vergingen wohl einige bange Monate, da brachte Hedwig ein kleines Kuvert nach einem Besuch beim Apotheker ins Haus. Als sie es öffnete fand sich ein zweiter Umschlag darin. ‚Meiner geliebten Charlotte‘ war darauf geschrieben. Hedwig brachte der Tochter den Brief und bemerkte, dass dem Apotheker die Nachricht auf sehr verschlungenen Pfaden zugespielt worden sei.

Mit zitternden Fingern öffnete die junge Frau den Umschlag. Sie musste den Brief mehrfach lesen, bis sie den Inhalt erfasste. „Meine geliebte Charlotte“, begann das Schreiben, „ich habe nicht viel Zeit, denn ich muss fliehen. Die Gendarmen werden bald kommen und mich holen wollen. Ich habe einige Flugschriften eines Herrn Büchner bei mir gehabt, die ich an Vertraute übergeben sollte. Doch in S. wurden meine Taschen visitiert. Ich konnte noch gerade enteilen, musste aber alles liegen lassen. Nun muss ich sehen, dass ich die Grenze noch vor meinen Verfolgern erreiche. Welches mein Ziel sein wird, weiß ich noch nicht. Aber dass ich dich in meinem Herzen halte, das weiß ich sicher. Bete für mich! Dein dich liebender Friedrich.“

Charlotte las die Zeilen immer wieder. Sie mochte es nicht glauben, dass ihr Geliebter von ihr gerissen werden sollte. Sie sank auf ihr Bett und schluchzte laut. Als Hedwig ihr Zimmer betrat, um nach dem Rechten zu sehen, sah sie ihre Tochter in tiefem Leid versunken. Sie sah das Papier und nahm es vorsichtig in die Hand. Als sie den Inhalt las, war sie zutiefst erschüttert. War denn die Welt ganz aus den Fugen geraten? Johann Baptist, Rieke, Käthchen – und jetzt Friedrich ... Sie setzte sich neben Charlotte und versuchte sie zu trösten.

Der Bürgermeister erfuhr von alledem nichts; er befand sich in seiner Amtsstube. Er diktierte Theophilus den Brief an die Provinzialregierung, in dem er über das Ergebnis der Wahlen zum Gemeinderat Bericht erstatten wollte. Mit Jakob Pfeiffer und dem Dorfschmied Ludwig Richter waren zwei Personen erwählt worden, die der liberalen Richtung zuneigten. Dem Bürgermeister stockte die Stimme als er diese Namen aussprach. „Wenn dem Ort daraus nur kein Nachteil erwächst“, sprach er eher zu sich selbst. „Bisher war der Großherzog uns stets gewogen. Aber künftig?“ „Herr Bürgermeister“, bemerkte Theophil, „es sind doch nur zweie von neun. Die Verständigen sind weiter die majorité.“ „Dein Wort in Gottes Ohr, Theophilus! Aber ob die versprochene Straße jemals kommt ...“

In dem Moment öffnete Alfred die Tür. „Was gibt’s Alfred?“, fragte der Bürgermeister. „Ein Fremder sucht den Beckerschen Hof; er sagt, er habe einen Brief von Johann Baptist.“ „Bring ihn herein, ich werde ihn befragen und dann selbst zum alten Becker geleiten.“ Alfred winkte den Fremden herein. Ein Mann mittleren Alters, das Gesicht von Wetter und Sonne geerbt, mit einem grauen Umhang bekleidet trat ein. Er nahm den Filzhut ab und verneigte sich vor Karl Heinrich. „Was gibt es zu berichten?“, fragte der Bürgermeister durchaus streng, denn die Erinnerung an jene, die glaubten mit ein paar erfundenen Geschichten an die Belohnung des alten Becker zu kommen, war noch zu wach.

„Ich bin nur ein einfacher Schäfer“, begann der Mann, „als ich auf dem Markte zu Mainz war, um Wolle zu verkaufen, trat ein edler Herr auf mich zu. Ich war verwundert, denn üblicherweise sind es die Mägde und Haushälterinnen, die bei mir kaufen. Er aber sprach mich direkt an ‚Kennst Du den Ort ...‘, und als ich nickte, überreichte er mir diesen Brief. Ich solle ihn zu einem Jean Becker; sofern jener Becker den Erhalt quittiert habe, werde er mir für die Quittung am nächsten Markttag eine Belohnung zahlen. Mehr, edler Herr, weiß ich nicht.“ Damit holte er den Brief aus seinem Mantelsack und zeigte ihn dem Bürgermeister.

Gemeinsam gingen sie zum Beckerschen Hof. Berthas Hände zitterten, als sie auf dem Umschlag den Namen ihres Sohnes las. Sie schickte Konrad aufs Feld, um den Vater zu holen. Denn ohne ihn wollte sie den Brief nicht öffnen. Der alte Becker war ganz außer Atem – er musste auf Konrads Ruf, es gebe Nachricht vom Johann Baptist, schnellsten Schrittes zurückgeeilt sein. Auch Philipp war gekommen; zusammen setzten sie sich an den Tisch – nicht ohne vorher dem Schäfer einen angemessenen Lohn gegeben zu haben.

„Bleib` nur, Carl“, sagte Jean, „auch du sollst hören, was unserem Sohn widerfahren ist.“ Langsam und immer wieder stockend las er:

*Brief aus Missouri*

*Vater, Mutter,*

*dass Ihr wisst, wo ich bin und was ich tue, schreibe ich Euch diesen Brief. Mit einigen Gefährten sind wir in Cherbourg an Bord eines Schiffes gegangen, das uns in die Neue Welt gebracht hat. Mit mir beisammen ist Rieke, die mein Kind unter ihrem Herzen trug. Auf die Welt gekommen ist der kleine Jean, den ich nach dir Vater benannt habe, mitten auf dem Ozean. Der Kleine ist wohl auf und ähnelt seinem Großvater sehr.*

*Angelandet sind wir nach einer sehr stürmischen Überfahrt in einer Stadt mit Namen Savannah. Es ist eine sehr hübsche und beschauliche Stadt. Aber dort wollte ich nicht bleiben – ich wollte nach Westen, dorthin, wo es freies Land gibt. So trennte ich mich denn von meiner Gruppe, die nach Norden in die große Stadt Neu-York ziehen wollte. Ob sie dort glücklich angekommen sind, weiß ich nicht.*

*Auf die Neuankömmlinge warteten schon Werber, die uns versprochen uns zu einem großen Fluss, den sie hier Mississippi nennen, zu bringen. Dort gebe es*

*Land im Überfluss. Alles lief sehr einfach – keine Obrigkeit fragte nach irgendwelchen Papieren mit Stempeln von Ämtern, die hier sowieso niemand kennt. Nach drei Tagen machten wir uns auf, eine Gruppe von vielleicht 50 Menschen, die meisten davon aus deutschen Ländern, aber auch einige Holländer und Franzosen. Nicht wenige unter ihnen hatten unter Napoleon gekämpft und waren der Unterdrückung daheim überdrüssig. Sie wollten wie ich wieder frei atmen können.*

*Der Weg war beschwerlich, wir mussten hohe Berge überqueren und gewaltige Ströme, gegen die mich unser Rhein winzig dünkt, passieren. Nicht alle überstanden die Strapazen; einige kehrten um, einige verstarben und wurden notdürftig begraben. Schließlich aber waren wir an besagtem Mississippi angekommen und staunten, dass der Fluss so breit war, dass das andere Ufer kaum erblickt werden konnte. ‚Auf der anderen Seite ist für Euch genug Land‘, sagten die Werber und setzten uns mit einem einfachen Kahn über das weite Wasser.*

*Ich kam schließlich an einen Ort mit Namen Napoleon. Das war für uns, die wir übriggeblieben waren, wie eine Verheißung. In einem Raum, der Gerichtssaal, Post und Krämerladen in einem war, erhielten wir jeder eine Urkunde über ein Stück Land von etwas mehr als einem Zehntel einer hessischen Meile im Geviert. Außerdem erhielt jeder ein Gewehr, weil es wilde Tiere gebe und auch die Indianer manchmal Überfälle verübten. Jeder von uns zog dann an seinen Platz; zusammen mit den anderen Siedlern haben wir uns einfache Hütten aus Holz gebaut. Rieke hat ein kleines Bild von unserem Haus gezeichnet.*

*Inzwischen gedeihen Korn und Frucht gut. Auch wenn ich hart arbeiten muss – so ist für mich dieses freie Leben ein Geschenk Gottes. Es gibt keine Regeln und Konventionen, in die man eingezwängt wird. Kein Amtsschreiber erklärt einem, was man zu tun und zu denken habe. Jeder ist sein eigener Herr. Rieke ist eine gute Frau, die in Haus und Hof kräftig mit anpackt – und im Übrigen auch das Gewehr trefflich zu gebrauchen weiß. In einigen Monaten erwartet sie das zweite Kind. Betet für uns, dass alles gut gehen möge.*

*Mit der Sprache klappt es recht gut. Es gibt eine kleine Kirche mit einer Sonntagsschule, wo diejenigen, die wie Rieke noch nicht lesen und schreiben können, zusätzlich unterrichtet werden. Hier geht das Gerücht, dass weitere Auswanderer aus dem Hessischen kommen sollen. Das würde unsere kleine Gemeinschaft gut beleben. Von Indianern haben wir bisher nichts gesehen; sie sollen vor allem weiter westlich ihr Unwesen treiben. Dafür gibt es aber wilde Tiere, kürzlich hat einer unserer Nachbarn (stellt euch vor, das ist ein Weg von manchmal zwei Stunden!) einen Bären erlegt.*

*Ich weiß, dass Ihr tief enttäuscht seid, weil ich einfach davongegangen bin. Aber, Vater, das Leben, das Du mir zgedacht hast, wäre eine Qual gewesen. Charlotte und ich – wir hätten nicht zusammengepasst, schon gar nicht hier!. Rieke ist so ganz anders, so fröhlich und natürlich, dass sie mich alten Griesgram immer*

*wieder aufheitert. Ich wünschte Ihr könntet sehen, was wir uns in kurzer Zeit hier aufgebaut haben.*

*Inzwischen weiß ich, dass Philipp der Obrigkeit unsere Reden über Freiheit und Volkswillen zugetragen hat. Ich müsste ihm eigentlich zürnen. Aber ungewollt hat er mir zu meinem Glück verholfen. Außerdem hat er sich wohl nach dem Genuss von reichlich Bier in einer Mainzer Wirtsstube auf recht plumpe Art aushorchen lassen. Sagt ihm, dass ich ihm verzeihe.*

*Euer Sohn Johann Baptist*

*N.S. Natürlich belastet mich unser gemeinsamer Griff in die Gemeindegasse. Rieke und ich sind uns einig, der Gemeinde so bald als möglich den Betrag zu ersetzen.*

Als Jean an die Stelle kam, in der Philipps Verrat beschrieben wurde, runzelte er heftig die Stirn. Philipp selbst bekam einen hochroten Kopf. Doch die Nachschrift erschütterte den Vater zutiefst. „Dass mein Sohn ein gemeiner Dieb ist – welche Schande! Ich will den Schaden selbst ersetzen! Dass es soweit einmal kommen würde – ich vermag es nicht zu fassen!“ Carl legte dem Freund die Hand auf die Schulter. „Niemand wird davon erfahren ...“

V

Es dauerte lange, bis sich Charlotte an den Gedanken gewöhnt hatte, dass der Geliebte in weiter Ferne sei. Sollte sie sich dem ungewissen Schicksal eines Flüchtlings ohne Arbeit hingeben? Oder sollte die Vernunft siegen und in ein gemeinsames Leben mit Philipp Becker führen? Es war Elisabeth, die – seit kurzem in gesegneten Umständen – der Freundin zur Vernunft riet. „Der Philipp ist ein guter Mann, natürlich nicht so gewandt und weltläufig wie dein Friedrich. Mit ihm kannst du deinen Weg sehen – mit Friedrich geht es, wenn überhaupt, in eine ungewisse Zukunft. Würdest du mit ihm einen Ort dein Zuhause, deine Heimat nennen können?“ Charlotte war in ihren Gefühlen hin- und hergerissen. Die Sorge um die Eltern, die Abneigung des Vaters gegen Umstürzler lasteten schwer auf ihren Schultern.

Als das Neue Jahr nahte, seufzte der Bürgermeister. „Ach Hedwig, was ist in dem vergangenen Jahre nicht alles geschehen. Möge das kommende in ruhigeren Bahnen dahingleiten.“ Hedwig nickte. „Es war schon aufregend in den Monaten, am schlimmsten war das Unglück auf dem Faßbenderschen Hofe. Aber sieh auch das Gute, was gewesen ist. Der Johann Baptist scheint in Amerika glücklich zu sein und mit Rieke die Frau gefunden zu haben, die zu ihm passt. Natürlich ist es für Bertha und Jean hart, dass sie den Sohn und die Enkel wohl nie sehen werden. Dafür haben sie mit Philipp einen tüchtigen Sohn gefunden, der uns alle erstaunt. Das Käthchen hat sich einen Traum erfüllt – denk nur daran, wie es eure derben Scherze hat aushalten müssen. Vielleicht hat der Herrgott doch alles zum Guten gefügt. Und sieh nur, dass sich auch Charlottes Schicksal zum Guten wenden könnte.“

Beim Lindenwirt trafen sich die Herren in vertrauter Runde. Friedrich Rehbacher begann, nachdem August den Wein ausgeschenkt hatte: „Es sind bewegte Zeiten; die Jugend strebt in die Welt. Und wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie aus dem Gewohnten, dem Beengten ausbrechen wollen. Je mehr Druck unsere Obrigkeit ausübt umso mehr junge und agile Menschen werden dem Druck nach außen ausweichen.“ Der Lehrer stimmte dem Apotheker zu, gab aber doch zu bedenken, dass ein Exodus der Jugend das Land veröden lasse. Den jungen Leuten müssten in der Heimat Perspektiven gegeben werden. Bei diesen Worten tauschten Carl und Jean einen verstohlenen Blick. Hochwürden Fresenius hingegen wandte dagegen ein: „Was soll aus unserer Gemeinschaft werden, wenn jeder nur nach seinem eigenen Glück sucht; dann gerät das Ganze in Unordnung. Der christliche Glaube ist doch der feste Anker für unser aller Leben. ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‘ hat uns Gott in seinem vierten Gebot aufgegeben. Das ist eine Verpflichtung für das ganze Leben – wer ihnen davonläuft, begeht im Grunde Verrat am Herrn.“

Doch allmählich verließ die Runde die Lust am ewig wiederkehrenden Streit. Sie wandten sich den alltäglichen Geschäften zu und der Geistliche mahnte einmal mehr die Ausbesserung des Gotteshauses an. Sie erhoben ihre Gläser und stießen auf ein gutes und gesundes Jahr 18.. an.

\*\*\* Finis \*\*\*